

Lucas Kristan
A Writer's Odyssey

Roman





www.editionkeiper.at

© edition keiper, Graz 2016

Lektorat: Sigrid Weiß-Lutz

Cover, Layout und Satz: textzentrum graz

Coverbild: KRI Kammerhofer

Autorenfoto: Friedrich Simon Kugi

ISBN 978-3-902901-87-3

Lucas Kristan

A Writer's Odyssey

Roman

Teil I

Alles begann an einem Samstagabend. Schiva, ein junger österreichischer Schriftsteller mit blau gefärbtem Haar, welches an die höchste Hindu-Gottheit Lord Shiva erinnern sollte, saß zu Hause vor seiner Schreibmaschine. Was soll ich schreiben?, fragte er sich ständig und tippte verschiedene zusammenhanglose Morpheme in die Tasten. Er versuchte Kunst zu schaffen mithilfe einer in Europa weit verbreiteten Gabe: dem Alphabetismus. Doch ihm wollte partout nichts einfallen. Die Kerze flackerte, denn es war Nacht, und er versuchte mit einer gewissen Authentizität eine Atmosphäre zu schaffen, in der es seiner Meinung nach schon vielen berühmten Schriftstellern gelungen war, große, literarisch bedeutsame Werke zu verfassen. Auch die Flasche Whiskey, deren Marke für ihn relativ irrelevant war, fehlte nicht, und in der Schublade seines Schreibtisches befand sich ein Revolver. William S. Burroughs, sein literarisches Vorbild, war ein Waffenfanatiker gewesen. Er glaubte daher, er benötige dies als Inspiration für seine Arbeit, und hatte sich deshalb einen CO2-Revolver zugelegt. An und für sich brauchte er so was ja nicht: Einzig allein Motivation war nötig, um ein Buch zu schreiben; und eine kleine Portion Talent.

Er tippte und tippte, hackte verschiedene Worte und Buchstaben in die Tasten und wurde mit jedem Glas Whiskey betrunken. Sein Problem war, dass er nicht wusste, worüber er schreiben sollte. Wenigstens schreibe ich, dachte sich Schiva. Ich bin arbeitslos, habe keine Aussicht auf einen passenden Job, und einen ehrlichen Beruf habe ich nicht erlernt. Ich schaffe es nicht einmal Drogen zu verkaufen. So denkend saß der angehende Schriftsteller im fast dunklen Raum und man konnte das Klicken und Klacken der Schreibmaschinentastatur hören.

Stunden vergingen und der Papierkübel lief bereits über mit zerknüllten Seiten voll sinnlos betipptem Papier, sodass er sein Zimmer damit tapezieren hätte können. Es Kunst zu nennen kam ihm nicht in den Sinn. Dass er Decke, Boden und Wände einer Galerie damit verkleiden hätte können, daran dachte er auch nicht. Er wusste nicht einmal, ob er Lyrik oder Prosa schreiben wollte. Schiva wollte einfach nur ein Buch »erschaffen«. Er wollte das Rad neu erfinden, zum literarischen Kanon etwas Bedeutendes beitragen, um sich in die Liste seiner schreibenden Idole einreihen zu können. Wieso schafften sie es?, fragte er sich Tag für Tag. Sie saßen, fickten und konsumierten alles, was sie in die Finger bekommen konnten, und in den schlimmsten Rauschzuständen erschufen sie Literatur, die Menschenmassen fesselte. Und ich, ich bin nüchtern (meistens), meditiere und treibe Sport, und mir fällt nicht einmal eine Geschichte ein. Wie viele Bücher habe ich schon gelesen, wie viele Filme in den letzten Jahren gesehen, nur um mich zu inspirieren, und kein Anfang, gar ein grobes Konzept einer Handlung fällt mir ein. Was bringt es mir, abstrakte Kunst zu erschaffen, wenn ich doch lieber ein Buch in Händen halten möchte, welches ich selbst geschrieben habe. Aber nur Shit kommt raus! Schiva nahm wütend und stockbesoffen, es war ja schon mitten in der Nacht, seine Schreibmaschine und schleuderte sie mit aller Wucht in die Ecke. Sie zerbrach. Tasten flogen durch die Gegend, Schrauben kullerten am Boden und Federn sprangen heraus. Er trat noch einmal fest dagegen und spuckte darauf. So zornig war er selten. Ihm gelang ja schon seit Jahren nichts, nichts, seit er damals angefangen hatte zu schreiben.

In seiner kleinen Wohnung befand sich nicht viel: ein Einzelbett, eine Küche mit Backrohr und zwei Herdplatten,

ein Bücherregal, welches zu klein für all seine Bücher war; deshalb standen sie stapelweise auch um das Bücherregal herum. An der Wand hing ein Poster einer Schreibmaschine mit Whiskeyflasche und einem halbvollen Glas. In der Ecke gegenüber seinem Bett stand der Mistkübel voll zerknülltem Papier. Schiva nahm eine Halzion und legte sich mit Wut im Bauch in sein Bett. Heute wollte er nicht mehr über das Schreiben nachdenken, vielleicht käme ihm ja im Traum eine Idee.

Als Schiva am nächsten Tag erwachte, war alles wie zuvor. Gähnende Langeweile in seinem gelangweilten Hirn. Keine Geschichte, kein Gedicht, rein gar nichts, was er künstlerisch umsetzen konnte, abgesehen von purer Zerstörungswut, die er jedoch als künstlerisch nicht sehr wertvoll empfand. Wie sollte Schiva nur Kunst schaffen? Er hatte kein Geld, keine Arbeit, und wo der Whiskey herkam, wusste er nicht. Er hatte einfach immer eine leicht angebrauchte Flasche neben seiner Schreibmaschine stehen. Wusch er seine Gläser? Eine Frage, die ihm gelegentlich durch den Kopf schoss. Philosophische Fragen stellte er sich selbst erst gar nicht. Zum einen, weil er in erster Linie Autor von literarischen Romanen sein wollte und sein grundsätzliches Interesse für Philosophie nur peripher bei seinen Protagonisten durchscheinen lassen wollte; zum anderen, weil ihn Fragen wie zum Beispiel die nach dem Sinn des Lebens mehr verwirrten, als Antworten schenkten.

So begann jeder seiner Tage: gelangweilt, verwundert über die seltsamen Zustände seiner Behausung und, zu alledem, leider alleine. Schiva wusste, er brauchte seine Ruhe, um zu schreiben, und wollte deshalb nicht zu viel Zeit an die Ausübung von Paarungsritualen verschwen-

den. Außerdem hatte er durch Erfahrungen in seiner Jugend gelernt, dass er besser schreiben konnte, als (seiner Meinung nach) potentielle Sexualpartner zum Koitus zu verführen. Und genau diese Tatsache war sein tägliches Dilemma: Er wusste, er konnte kreativ schreiben, er wusste einfach nur nicht, was. Er hatte kein Thema und war obendrein auch noch zu wählerisch bei angefangenen Texten, die er deshalb zerknüllte und wegwarf. Eine weitere Sache, die er an seinem Zimmer seltsam fand, war, dass sich sein Müll selbst entsorgte. Wenn er in der Früh aufwachte, war der Müll verschwunden. Ihn interessierten diese seltsamen Dinge herzlich wenig. Das Einzige, was Schiva interessierte, war seine Literatur. Sein Ein und Alles. Sein Baby. Das, was er liebte, und alles, was mit ihr zu tun hatte. Doch was sollte er tun, um zu schreiben? Was sollte er schreiben? Was nur?! Diese Fragen brachten ihn zur Weißglut. Oft merkte er gar nicht, dass er bereits stundenlang tippte, doch der Sinn hinter der ganzen Sache war ihm schleierhaft. Er tippte um des Tippens willen und hoffte, dass der Inhalt wie durch Zauberhand selbst in den Text hineinfließen würde. Wenn er bemerkte, dass nichts passierte, dann riss er den Zettel aus der Maschine und fütterte den Mistkübel damit. Man musste ihm zugutehalten, dass er nicht aufgab. Er schrieb weiter wie ein Verrückter. Wenn nicht jetzt, dann irgendwann, sagte er sich, um nicht aufzugeben. Denn es war seine Leidenschaft und die einzig produktiv kreative Tätigkeit, mit der er sich halbwegs auskannte. Vielleicht gefiel es ja jemandem, vielleicht würde irgendwer irgendwann einmal auf ihn aufmerksam werden. Doch wie sollte das funktionieren, wenn er seinen Ausscheidungen mehr Bedeutung zumaß als der Zusammensetzung seiner Buchstaben-

folgen. Er sollte sein Selbstbewusstsein aufpolieren oder die Spreu vom Weizen trennen, was jedoch nicht ganz so leicht fällt, wenn man selbst Künstler ist. Vielleicht sollte er seine Sachen gären lassen, immerhin ist Traubensaft nicht gleich Wein und Apfelsaft ist kein Most. Und soweit es mir bekannt ist, wollte Schiva den Wein bzw. den Most. Er wollte mit seiner Literatur Menschen berauschen, ihnen etwas schenken, das sie sonst nur illegal beim Dealer des Vertrauens erstehen konnten. Man darf dabei nicht außer Acht lassen, dass Lord Shiva auch der Gott des Rausches ist. Zwar rauchen shivaistische Asketen Haschisch, aber das war für unseren Helden Schiva irrelevant. Rausch ist Rausch, dachte er, und Literatur war genauso wenig Haschisch wie Bier. Es ging ihm einfach nur um die Metapher und darum, bei Lesern starke Emotionen zu erzeugen. Doch welche?, fragte er sich immer wieder, und das brachte ihn auch immer wieder aufs Neue zum Nachdenken über ein mögliches Thema, ein Genre und einen Protagonisten.

Schiva setzte sich an seinen Schreibtisch, um mit seinem CO2-Revolver zu spielen. Er wirbelte ihn um seinen Finger wie ein Cowboy und zielte auf fiktive Ziele, auf die er gerne schießen würde, oder auf Objekte in seinem Zimmer. Nicht, dass er vorhatte, wirklich jemanden zu töten, oder gar einen Amoklauf plante, er fühlte sich einfach nur wie ein cooler Privatdetektiv à la Humphrey Bogart. Mit Vorliebe zielte er auf seine Schreibmaschine, immerhin kam seiner Meinung nach nie etwas Sinnvolles aus ihr heraus; also wieso nicht sein Werkzeug mit ein paar blauen Bohnen zersprengen? Aber wie war es möglich, dass er auf die Schreibmaschine schießen konnte? Hatte er sie nicht ein paar Tage

zuvor zerstört? Waren es überhaupt ein paar Tage? Er hielt es für nicht notwendig, diese Tatsache zu überdenken. In einer Zeitschleife konnte er wohl nicht hängen, immerhin änderten sich das Datum und die Uhrzeit und er war in den letzten Jahren auch älter geworden. Da ging ihm schlagartig ein Licht auf: Er brauchte einen Job, um sich vom Gedanken ans Schreiben abzulenken. Außerdem brauchte er auch dringend Geld, um sich seine Wohnung mit Eigenleben zu finanzieren. Also verfasste Schiva ein paar Bewerbungsschreiben und Lebensläufe und fing an, eine Geschichte über einen Job zu schreiben, den er machen würde, hätte er einen bekommen:

Er fing an als Tellerwäscher. Wusch Gläser und Teller und Töpfe und quatschte zwischendurch mit den Köchen über Titten und Fußball. Es war ein harter Job. Manchmal arbeitete er 12 Stunden lang ohne Pause. Essen bekam er in der Küche. Immerhin war es ein Restaurant, hätte es dort nichts Essbares gegeben, wäre das in der Tat noch seltsamer gewesen als Schivas Zimmer.

Schiva schrieb und schrieb und hatte bald mehr als 30 Seiten beisammen. An und für sich passierte nichts Spannendes in der Geschichte: Es ging um die Küche und die Köche und die Kellner und -innen. Um Sex, den sie miteinander hatten, und um die Intrigen untereinander. Alles endete damit, dass ein Raumschiff im Gastgarten landete und die Gäste zerquetschte und eine Armee von marsianischen Zombie-Nazis das gesamte Personal tötete. Inklusive Schivas Hauptprotagonisten. Anscheinend hatte der Restaurantbesitzer einen Pakt mit einem außerirdischen Teufel geschlossen, um reich und erfolgreich zu werden – was auch sonst. Da er jedoch aufgehört hatte, dem Teufel seine See-

le für perverse satanische Rollenspiele zu überlassen, was bis dato einmal pro Woche geschehen war, schickte der Teufel die oben erwähnte Armee.

Schiva war zufrieden mit seiner Arbeit. Zum Glück machte er keine Rechtschreibfehler, seine Schreibmaschine war nämlich nicht so modern und hatte deshalb keine Auto-korrekturfunktion. Ihm gefiel die Stimmigkeit seines neuesten Werkes und er war froh, dass er endlich einmal wieder etwas geschrieben hatte ... Sollte man meinen ... Schiva wollte immerhin Künstler sein. Wie leicht wäre es, wenn er nur zufrieden hätte sein können mit dem, was er gerade geleistet hatte. Er fand jedoch Fehler und die Geschichte langweilte ihn plötzlich. Deshalb schmiss er sie, nach zweimaligem Lesen, wieder weg. Vermutlich hätte er damit einige Preise gewonnen, denn die Geschichte war ziemlich gut. Man hätte sie verfilmen können oder einen Comic daraus machen, nur sah Schiva das nicht. Er trank einen Schluck Whiskey, ging schlafen, und am nächsten Tag war alles wieder zusammengeräumt und die Flasche hatte sich nachgefüllt, so wie sie es immer tat. Auch der Papierkorb war wieder leer.

Schiva versuchte es auch an diesem Tag von Neuem. Er nahm seine Schreibmaschine und packte sie ziemlich unsanft in einen Rucksack. Zu Hause schien ihm die nötige Inspiration zu fehlen. Er machte sich, so um die Mittagszeit herum, auf den Weg in ein Café. Da ihm der Begriff »Kaffeehausliteratur« noch aus der Schulzeit bekannt war, schien ihm das ein geeigneter Ort, um Weltliteratur zu verfassen. Er bestellte sich einen Verlängerten ohne Milch bei der sexy Kellnerin, von der er sich auch sonst immer am liebsten bedienen ließ. Ihre pechschwarzen Haare bilde-

ten, seiner Meinung nach, den besten Kontrast zu ihrem strahlend schönen Gesicht und zu ihren glänzenden Augen. Und selbst durch ihre lässig lockere Arbeitskleidung hindurch waren ihre knackig weiblichen Rundungen gut zu erkennen. Schiva konnte sich an ihrer Schönheit nicht sattsehen, deshalb wechselte er auch nicht das Stammcafé, als ihm der Kaffee dort aufhörte zu schmecken. (Es war guter Kaffee, doch immer das Gleiche wird auf die Dauer einfach fad.) Sie war die Sonne an seinem Tag, selbst wenn es regnete. Er wollte ihre glatte Haut und den Geschmack ihrer Lippen kennenlernen. Er wollte sie anstelle der Mona Lisa im Louvre sehen. Er wollte sie küssen und sie begatten, in allen Stellungen, die er kannte. Ihm lief das Wasser im Mund zusammen, wenn er nur an sie dachte. Er hoffte immer, dass im Café wenig los sei, sodass er ein paar Worte mehr – mehr als nur die Bestellung – mit ihr wechseln könnte, um ihre engelsgleiche Stimme eine kurze Zeit länger hören zu dürfen. Sie zauberte ein Lächeln in sein Herz, wenn sie sprach, und wenn sie sich bewegte, hoffte er, dass sie zu ihm kam, selbst wenn er seinen Kaffee schon lange getrunken hatte. Seine niederen Triebe schrien, wenn er sie sah, so laut, dass er oft seine eigene Stimme nicht mehr hören konnte, doch Schiva war schüchtern und mittellos. Er besaß nicht viel und er konnte sich gerade mal von Zeit zu Zeit seinen Kaffee leisten, um nicht ganz zu Hause zu vereinsamen. Er wollte natürlich eine Beziehung, doch sein Karma, auf das er diesen Umstand schob, verbot ihm sexuelle Erfolge. Wie sollte er sich dann für eine Beziehung entscheiden können? Wie kann man sich überhaupt entscheiden, wenn man nur eine Option hat? Man muss sein Leben hinnehmen, wie es ist, glaubte Schiva. Deshalb verließ er jedes Mal traurig und einsam das Café. An diesem Tag woll-

te er jedoch nicht weiter über die unerreichbare Schönheit nachdenken, er hatte schließlich einen Roman zu schreiben. Seine heilige Mission. Ob es sein Opus Magnum werden würde, war noch unklar, doch irgendwo musste der Anfang gemacht werden.

Wieder kam ihm keine Idee. Er saß wie schon so oft vor einem leeren Blatt, nur die Umgebung hatte sich verändert: kein Schreibtisch und kein Whiskey, sondern eine leere Tasse.

Nerdporn-Idee

ein mann fickt eine hure, weil er keine frau abkriegt, die mitmacht, mit einem star-wars-laser-schwertreplikant, vorzugsweise dem von luke skywalker, weil alle anderen derzeit ausverkauft sind. er trägt eine superheldenmaske; deadpool, spiderman, deadshot oder batman, vielleicht auch wolverine, weil die masken der letzteren zwei mundfreiheit gewähren. auch ein lustknabe mit der sidekick- oder green-lantern-maske darf anwesend sein. die wertung erfolgt vom ersten namen abwärts; ebenso bei den sidekick-ideen. der hauptprotagonist ist gleichzeitig der regisseur. er macht mit allen rum. wie so sollte der hauptprotagonist das auch nicht tun. immerhin kann er es ja. mit beiden macht er rum. der hauptprotagonist ist ein punk, mit orange-rotem irokesen. die hure stöhnt, während sie von beiden penetriert wird. beide machen miteinander rum. pure dekadenz!, im star-wars-look.

Doch er tat damit trotzdem nicht, was er tun wollte. Schiva schrieb nicht. Er driftete im Café in eine Parallelwelt ab und entwarf im Geiste eine Modelinie. Zumindest erfand er ein Yin-Yang-Paradoxon, das sich modisch am

besten alltagstauglich darstellen ließ. Dabei wollte Schiva nur schreiben. Wenn er doch bloß wüsste, über was. Das Yin-Yang-Paradoxon einer Zeit, die es vielleicht niemals gegeben hatte, aber ich meine, wenn er schon daran dachte, wurde dieser Gedanke sicherlich auch geboren. Schiva dachte an die Welt, wie sie sein könnte, wenn sie nicht so wäre, wie sie war. Er dachte an all die Erinnerungen, die er irgendwann fand, und an die, die er vergessen hatte. Es war schön, dort, wo die Beatles waren, damals, in »Yellow Submarine«, in ihrem psychedelischen U-Boot-Abenteuer. Es war schön in dieser Zeit, in der alles real war. Die Menschheit vergisst zu schnell, dachte Schiva bei sich, als er die Menschen im Café beobachtete. Alles ist still und leise, wenn dein Atem die Welt beobachtet. Schiva konnte sich gut in diese Welt flüchten. In die Welt des langsamen Atmens. Er philosophierte so vor sich hin, in Gedanken an seine Hindugottheit, deren Namen er den Seinen verdankte. Er hämmerte wie wild in die Tasten und merkte nicht, dass er bereits schrieb. Trotzdem glaubte er alles zu beobachten: den Atem im Brahman des Weltäthers, in dem er und der Rest der Lebenden, so glaubte und hoffte Schiva, zu diesem Zeitpunkt verweilten. Alle gaben gerne ihr Essen.

Schreiben konnte Schiva seiner Meinung nach dennoch nicht. Was hatte das Schreiben für einen Sinn, solange man nicht veröffentlichte. Dann hätte man genauso gut seitenweise Buchstaben sinnlos aneinanderreihen können, in jeder beliebigen Sprache. Wenn es niemand liest, ist es nur ein Zeitvertreib, um die Leere zu füllen. Nicht jeder versucht die Leere zu füllen. Diese Menschen sind/waren auch glücklich. Bin ich es auch?, fragte sich Schiva, dessen

Gedanken von einer höheren Macht in seinen Kopf gefüllt werden hätten können.

Schiva war ein klein wenig bedrückt im Café. Zum einen wegen seiner nichtexistenten literarischen Erfolge und zum anderen, weil er die hübsche Kellnerin im Kopf schon tausendmal ausgezogen hatte, sie aber trotzdem weiterhin Getränke servierte. Er fragte sich, ob sie das wusste. Er dachte darüber nach, was für eine Schamfrisur sie wohl trug, und er sinnierte über den Geschmack ihres Smegmas. Warum, fragte er sich öfters, liegt diese Schönheit nicht gerade gefesselt in meinem Bett und wartet darauf, dass ihr Meister von seiner Arbeit heimkehrt? Doch dies würde vermutlich nur ein Traum bleiben. Seine Ex war schon nicht gerade von ihm angetan gewesen. Ständig war er zu Hause rumgegangen und hatte getippt. Als sie bei ihm gewesen war, hatte er das gekonnt. Sie hatte ihm Sicherheit gegeben. Manchmal telefonierte er noch mit ihr, doch dies passierte eher selten. Schiva blieb in letzter Zeit meistens für sich allein. Immerhin hatte er eine Flasche Whiskey, die sich verlässlich von selbst auffüllte. Guter Whiskey. Da er schon diverse Sorten getestet hatte (eigentlich jede, die er noch nicht kannte, bei jeder Gelegenheit), schätzte er das Alter dieses Whiskeys auf 15 Jahre. Zu dieser Annahme kam er, weil der Körper des Whiskeys so schmeckte. Doch das Alter seines Whiskeys war ihm ohnehin mehr oder weniger egal. Im Prinzip war ihm sowieso alles egal, abgesehen vom Schreiben. Nur seine Seele hätte er nicht verkauft, lieber würde er dem Wahnsinn verfallen.

Er liebte nämlich die Vorstellung des totalen Wahnsinns. Das ewige unendliche Chaos gepaart mit respektvoller Anarchie beschäftigte ihn. Alles wäre perfekt. Kommen und Gehen. Werden und Vergehen. Leben und Tod.

Bei diesem Gedanken hielt er diesmal lange inne, dort im Café. War das nicht ohnehin das gesamte Treiben auf der Erde? War nicht alles ein ewiges Kommen und Gehen vieler Gesichter im Zeitstrom? Wie oft er in seinem Leben schon die Weltformel entschlüsselt hatte, wusste Schiva nicht mehr. Aber diese kurzweiligen Erleuchtungen brachten ihm rein gar nichts. Er konnte sie nicht einmal in bedeutende literarische Werke umwandeln. Er wusste nicht, wie er dies angehen sollte. Er jammerte und klagte und weinte oft im Whiskeyrausch, zerstörte seine gesamte Bude, doch jeder Tag fing wieder gleich an: aufgeräumt.

Trotzdem saß er immer noch im Lokal, an nichts anderes denkend als sein Schreiben und seinen depressiven Gedanken nachhängend. Er fühlte sich so, als ob die Beatles dieses Lied über diesen »Nowhere Man« über ihn geschrieben hätten.

Schiva war einsam. Ohne einen Menschen, dem er Liebe schenken konnte, und ohne eine paranoide Idee für ein Buch, die ihn in einen Schreibrausch versetzte, hatte er nichts. Der Whiskey half ihm manchmal, doch da er nicht vorhatte, dem Alkoholismus mehr zu verfallen, als er es bereits getan hatte, konnte er nicht 24/7 trinken. Schiva genoss oft die Schönheit der Natur, doch darüber zu schreiben schien ihm etwas zu langweilig. Immerhin gab es Film und Fernsehen draußen in der Realität und die Special Effects wirkten ziemlich einschüchternd auf ihn. Wie der Schwanz eines Negers. Manchmal verfiel er in den Gedanken, dass jeder sich selbst ficken solle. Alles Scheißweiber, die nichts von ihm wollten, und alles Wichser mit Schwänzen so groß wie das Selbstvertrauen dieser Typen, die ihn noch dazu oft einsetzen durften. Er selbst hatte vielleicht einfach nur ein schlechtes

Selbstbewusstsein. Beziehungen kannte er hauptsächlich aus Büchern. Er wünschte, er könnte immer Sex mit seinen Groupies haben, anstatt seine Zeit damit zu verbringen, seitenweise Logorrhoe zu produzieren, die keiner las. Wozu? Was brachte ihm das? Er stellte sich diese Fragen viel zu oft. Er sollte schreiben. Doch er dachte so viel darüber nach, dass er irgendwann einmal verlernt hatte, das Rad neu zu erfinden. Oder hatte er es womöglich gar nie gekannt?

Schiva nahm an, würde er über einen Kiffer schreiben, der gerade Joints isst, würde er in seiner – vom Kiffer als cool empfundenen – Welt leben. Alles wäre so, wie in der Realität, die Schiva kannte, doch er würde einen fiktiven Charakter erschaffen. Natürlich würde Schiva ihn mit Superkräften ausstatten, doch damit würde er versuchen, das Rad neu zu erfinden, aber er fand, dass Wiederholungen auf Dauer langweilig waren. Wollte er einen Superhelden erschaffen, müsste er sich für eine Superkraft entscheiden. Er könnte, rein theoretisch, auch eine Heldin erschaffen. Sie wäre ein Cyborgmensch. Eine Maschine mit Organen, gesteuert von mehreren externen Gehirnen, welche von einem Mann programmiert worden wären. Doch so etwas gab es bereits. Als Literat musste er die Literatur gänzlich neu erfinden. Er musste den Geniegedanken mit fassbaren Begriffen darstellen. Begriffen, mit denen seine Leser etwas anfangen könnten. Er hatte jedoch seiner Meinung nach zu viel Underground im Kopf. Die meisten Menschen konnten damit nichts anfangen. Er fühlte sich unverstanden in der Welt. Lord Shiva hatte sich einst auf einen Berg zurückgezogen und meditiert, doch Schiva wollte schreiben. Er konnte nicht abschalten und wollte es bis zu einem gewissen Grad auch nicht. Immerhin

wollte er auch Spaß haben. Doch da er komplett alleine war, erregte ihn der Gedanke an die Cyborgfrau. Er fragte sich, warum die Cyborgs so unmenschlich waren, obwohl sie von Menschen programmiert wurden. Er tippte alles in seine Schreibmaschine. Vollgeschriebene Seiten Papier türmten sich bereits neben ihm. Seitenweise stapelte sich das Papier, voll mit Buchstaben. Schiva wünschte sich, dass er all die schönen Geschichten, die er las, selbst geschrieben hätte. Wie schön wäre es, über Odin und Thor selbst geschrieben zu haben. Die Abenteuer, die sie erlebten, so zu beschreiben, als wäre man als Geist dabei gewesen. Wie schön wäre es doch, gottgleiche Macht, Liebe und Güte auf schriftstellerische Weise umzusetzen. Alles auf einmal schreiben. Alle Geschichten zu schreiben, die bereits geschrieben wurden und noch geschrieben werden, dachte sich Schiva. Am schönsten sind doch die eigenen Sachen. Nur dafür fiel diesem Schreiber zu wenig ein. Er ärgerte sich. Doch er wusste, er sollte besser ruhig bleiben. Im Café konnte er seine Schreibmaschine nicht zerstören. Er durfte nicht wutentbrannt alles zerreißen und zerstören. Er durfte nicht anfangen, die Bar auseinanderzunehmen. Deshalb ließ er es bleiben. In seiner Wohnung durfte er das. Dort konnte er sich besaufen und einschlafen und am nächsten Tag wurde alles wieder schön zusammengeräumt aussehen. Hier musste er sich jedoch zusammenreißen. Das war ja immerhin ein öffentlicher Ort. Er wusste aus einem früheren Experiment, dass nur innerhalb seiner Wohnung dieser Zustand herrschte. Es lag vielleicht gar nicht an ihm, lediglich an seiner Wohnung. Deshalb packte er seine Zettel und seine Schreibmaschine zusammen, zahlte bei der sexy Kellnerin und machte sich auf den Heimweg.

Die Dinge änderten sich, als Schiva auf der Straße herumirrte. Niemand wusste, wohin er ging. Nicht mal er selbst wusste das. Warum sollte er das auch wissen? Er war der Nowhere Man. Er trank, um zu schreiben, aber er trank mehr, als er schrieb. Er war lieber für sich allein. Er wollte immerhin das Rad neu erfinden. Er war ein Schriftsteller, ein Dichter, ein Poet, ein Literat. Er war das A und O der Dichtercommunity. Er, der Literat sondergleichen. Er war der Intellektuellste der Intellektuellen, eine Ikone unter seinesgleichen. Er, die Verdopplung des Dopplereffekts. Und trotzdem hatte er keine Ahnung, wovon sein Opus Magnum handeln sollte. Was sollte er zum Thema, zum Gegenstand seiner literarischen Odyssee machen? Welche Protagonisten sollte er denn nur erfinden? Solche Fragen stellte sich Schiva, als er durch die vorabendlichen Straßen wanderte. Er wünschte, er wäre ein Affe, dann könnte er den ganzen Tag fressen und masturbieren und müsste keine Gedanken an so etwas Banales verschwenden. Es stimmte ihn auch etwas traurig, immerhin war ihm die Literatur wichtig und er wollte nicht so abwertend über sie denken. Sie, seine einzig wahre Liebe. Kein Sex der Welt konnte ihm geben, was sie ihm bereits gegeben hatte. Wundervoll geformte Worte und Symbole, eingebettet in zarte Sprache und süßen Klang beim Lesen.

Schiva entschloss sich, seine Bekannten im Rotlichtviertel zu besuchen. Er rief an und sagte, dass er vorbeischaun wolle, da er gerade auf einem Spaziergang durch die Stadt sei. Sie sagten ihm, dass sie Zeit hätten, also machte er sich auf den Weg.

Die Bekannten wohnten in einem 3-stöckigen Mehrfamilienhaus, in einem Viertel der Stadt voller Nightclubs

und Dönerläden. (Es hieß, in einer Shisha-Bar gäbe es ab einer gewissen Uhrzeit auch Opium zu rauchen.) Dafür, glaubte Schiva, waren sicherlich die Wohnungen günstig. Im Haus seiner Bekannten herrschte immer reges Treiben. In den unteren zwei Stockwerken kamen auf einen Haushalt mit zwei Erwachsenen ca. fünf Kinder (ein bis zwei eigene Kinder plus Freunde), bei drei bis vier Wohnungen pro Etage. Der dritte Stock ging ins Innere des Hauses. Man sollte hierbei auch erwähnen, dass bei den ersten zwei Stockwerken das Stiegenhaus hofseitig keine eigene Hausmauer besaß. Der Gang war, sozusagen, gleichzeitig der Balkon. Schiva missfiel, dass er ständig die genau Anzahl an Wohnungen vergaß, er wollte dieses Haus nämlich ebenfalls einmal in eine Geschichte einbauen, da seine Bekannte das einmal angeregt hatte. Wieso sollte er das auch nicht tun, immerhin war er Schriftsteller und sah es demnach als seine Pflicht an, keine Idee von vornherein auszuschließen. Er dachte, es sei am geschicktesten, die Handlung in einer bereits vorhandenen Umgebung anzusiedeln. Die Handlung – welche er nicht zustande bekam – war ohne Frage das Wichtigste. Deshalb behielt er dieses Objekt im Hinterkopf.

Schivas Freund, der CyberTechPunk, lebte auch in diesem Haus, und zwar im Erdgeschoß. Der CyberTechPunk war ein Mensch, den Schiva öfter auf der Straße traf. Er saß manchmal irgendwo, wo Schiva zufällig vorbeiging. Der CyberTechPunk hatte am Oberkörper und am gesamten Kopf keine Haare, auch keine Wimpern und Augenbrauen. Dafür war er über und über mit mysteriösen Tattoos übersät, die eigenartigerweise immer anders aussahen. Manchmal waren es okkulte Symbole, manchmal verschiedene Schriftzeichen (auch Hieroglyphen) oder Zahlen und

Formeln. Die Tattoos waren auch nie gleich angeordnet, so konnte es auch passieren, dass ein Tattoo quer über einem Auge platziert war. Nachdem sich Schiva jedoch auch die seltsamen Ereignisse in seiner Wohnung nicht erklären konnte, hörte er irgendwann auf sich zu fragen, warum das hier so war. Immerhin verstand er sich ganz gut mit dem CyberTechPunk.

Der CyberTechPunk lebte in einer halbdunklen Wohnung. Er hatte eine Küche, ein Bad und ein Zimmer, in dem er sich meistens aufhielt. Es war Schlaf- und Wohnzimmer zugleich, soweit man das feststellen konnte, denn abgesehen von seinem iP3d, mit dem er immer an das Internet angeschlossen war, war die Wohnung leer. Einmal hatte er Schiva erzählt, dass er das Internet als Reiseportal verwenden könne. Er erklärte ihm, er müsse nur zur richtigen Zeit auf den richtigen Link klicken oder die richtige URL eingeben und er könne herauskommen, wo er wolle. Deshalb war es für ihn unnötig, seine Wohnung gemütlich zu machen. Sein Essen wollte er nirgends stehlen, doch Schlafstellen fand er immer. Das Geld fürs Essen stahl er jedoch. Er fand, dass Geld weniger wert war als Nahrung und lediglich als Mittel zum Zweck diente, da es nur schmutziges, abgegriffenes Papier war.

Als Schiva beim Haus seiner Bekannten ankam, war es gerade Nachmittag geworden. Die Sonne war heiß an diesem Tag. Das Haustor stand offen und Schiva konnte – ohne zu klingeln – eintreten. Er bemerkte, dass der CyberTechPunk zu Hause war, da die Tür zu seiner Wohnung offen stand. Der CyberTechPunk saß im kühlen Schatten der Wohnung, mitten im Zimmer am Boden. Sein iP3d leuchtete ihm ins Gesicht. Schiva grüßte ihn wohlwollend, woraufhin der CyberTechPunk ihn aufforderte einzutreten

und sich zu setzen. Eine Weile sagte niemand etwas und beide genossen den Schatten. Der CyberTechPunk stand auf und ging in die Küche, um Tee zu kochen. »Was läuft so bei dir, Schiva?«, fragte er. Schiva erzählte ihm von seiner Suche nach einer Geschichte. »Du solltest einfach drauflos schreiben«, riet ihm der CyberTechPunk, doch Schiva erwiderte, dass er dies doch ständig mache. Schiva erklärte auch, dass er einfach keine Story zusammenbekäme, lediglich Textteile und Wortfetzen. »Du wirst schon etwas Passendes finden«, erklärte der CyberTechPunk mit seiner weise klingenden, ruhigen Stimme. »Der Grund, warum ich dich heute zu mir hereingebeten habe, Schiva«, fuhr er fort, »ist, dass hier seit Neuestem eine schwarze Katze herumstreunt. Ich gab ihr neulich etwas Milch, da ich sie schon öfters hier gesehen habe, da bemerkte ich nicht nur, dass sie keinerlei Halsband besaß, sondern auch etwas Funkelndes an der Stirn des Tieres. Ich nahm die Katze auf den Arm, um mir das genauer anzusehen, und entdeckte eine Art Objektiv, wie bei einem Fotoapparat oder einer Videokamera. Die Tage danach verbrachte ich mit Nachforschungen. Ich fand dabei heraus, dass die Regierung an einem geheimen Spionageprojekt arbeitet, bei dem Katzen für Spionagewecke ausgebildet werden. Verbunden mit großen Qualen für die Tiere züchteten hochrangige Forscher aus der ganzen Welt eine Katzenrasse mit einem dritten Auge. Einem bionischen Auge, welches aus der Stirn der Katzen wächst. Die Daten, die diese bionische Augenkamera filmt und fotografiert, werden per Satellitensignal an einen Großcomputer gesendet, welcher die Daten speichert. Bald sollen diese Katzen auch im Handel erhältlich sein. Jeder kann zwar seine Daten abrufen, doch die Regierung behält eine Kopie davon auf diesem Großrechner. Ich schmiede gera-

de einen Plan, wie ich dieses Projekt der Regierung vereiteln kann.« Als er endete, fragte Schiva, warum er gerade ihm dies alles erzähle. »Du sollst etwas darüber schreiben, um die Öffentlichkeit zu informieren. Nütze die Medien, die dir bekannt sind. Die Öffentlichkeit MUSS informiert werden.« Sie saßen am Boden und tranken ihren Tee, als der CyberTechPunk sagte: »War nett mit dir zu plaudern, alter Freund. Ich muss jetzt leider gehen.« Er klickte etwas auf seinem iP3d an und plötzlich stand Schiva wieder vor der Tür des CyberTechPunks und blickte in Richtung Stiege. Er schüttelte den Kopf, doch machte sich darüber nicht weiter Gedanken. Er wusste ohnehin, dass der CyberTechPunk ein komischer Kauz war, außerdem wollte er jetzt seine Bekannten besuchen.

Schiva stieg in Gedanken versunken hinauf in den dritten Stock. Er klopfte an die Tür und Clara, seine Bekannte, öffnete. »Hey Schiva! Oder sollte ich lieber AUM rufen.« (Schiva mochte keine Anspielungen auf die göttliche Herkunft seines Namens, doch wenn er sich die Haare blau färbte, musste er wohl oder übel auch mit so was klarkommen.) Er begrüßte Clara und sie gingen ins Wohnzimmer. Sie erzählte ihm, dass Johnny, ihr Freund, gerade im Baumarkt sei, da er Utensilien für ein Kunstprojekt brauche. Clara gefiel Schiva. Sie hatte dunkle lange Haare und braune Augen, ihre weiße Haut glänzte so schmackhaft, dass er froh war, kein Kannibale zu sein, und ihre Brüste lachten ihn jedes Mal aus ihrem Ausschnitt an, sodass er immer am liebsten sein Gesicht darin vergraben hätte. Sie war auch künstlerisch tätig. Sie malte und fertigte Skulpturen an. Verschiedenstes Zeugs, was Leute eben so machen, wenn sie high sind, oder besser gesagt: was Künstler eben so machen, wenn sie high sind. Sie hatte auch schon eini-

ge Erfolge zu verbuchen – gar nicht mal so kleine. In diversen Galerien standen ihre Werke. Er wollte mit ihr sein Schreiben besprechen. Da sie ihn schon öfters zu Gedichten inspiriert hatte, dachte er, dass sie der beste Ansprechpartner sei. Während einer Jamsession, bei der Schiva die Percussions spielte und Clara ihn auf der Gitarre begleitete, war Schiva beispielsweise die Idee zu einer Geschichte über einen schwarzen Jazzmusiker im New Orleans der 1930er gekommen.

Schiva gefiel diese Geschichte und die Atmosphäre von New Orleans, als die Luft noch nach Marihuana roch und nach Jazz schmeckte. Er trommelte wie wild, motiviert von den Ideen, die ihm durch das Jammen in den Geist kamen. Er genoss den Beat und das Fließen des Geistes durch den Bass der Trommeln. Alles um Schiva löste sich auf. Er sah Melodien und Symbole um sich herum, alles gelb auf violett. Er fühlte sich wie ein Trommler, als er so wild dahintrommelte, dass man annehmen konnte, er wolle einen Regentanz aufführen. Clara brachte die richtige Melodie mit der Gitarre. Alles war im Einklang. Der Rhythmus des Dschungels direkt im Wohnzimmer. Schiva hätte gerne mit Clara Sex gehabt, doch da ihr langjähriger Freund Johnny auch sein Kumpel war, hätte er das niemals getan. Vermutlich hatte er auch keine Chancen bei ihr. Seine Erfolge beim Aufreißen kamen der Länge seiner Bibliografie gleich.

Bei Paarungsritualen war er allerdings weit nicht so erfolgreich wie beim Schreiben, er sah nur seinen Schreiberefolg einfach nicht. Immerhin türmten sich bei ihm zu Hause auch seitenweise beschriebene Seiten, die nicht im Mistkübel gelandet waren.

So viel Spaß hatte Schiva schon lange nicht mehr gehabt. Er hatte endlich wieder einmal den Kopf frei von all sei-

nem Stress. Musizieren machte ihm Spaß. Er stand nicht so unter Druck, wie wenn er vor seiner Schreibmaschine saß. Dass die beiden auch den einen oder andere Joint durchzogen, braucht erst gar nicht erwähnt werden, wenn man Schiva, Clara und Johnny kannte. Die gelegentlichen Treffen der drei endeten meist auf ziemlich benebelte Weise. Auch wenn Schiva eigentlich nicht so gerne bekifft war, weil er dachte, es sei hinderlich für sein Schreiben, sagte er dennoch nicht nein. Er hatte so oder so noch keinen großen Roman veröffentlicht, egal, ob er nüchtern oder stoned schrieb. Außerdem war zwischen Kiffen und seinen Whiskeyexzessen nicht viel Unterschied. Das Kiffen machte ihn müde und faul, und wenn er genügend Whiskey getankt hatte, vergaß er schon während des Schreibens, was er schrieb. Er sagte aber auch nicht nein, weil er schon des Öfteren ziemlich gute Ideen gehabt hatte, wenn er breit war. Auch fühlte er sich durch den Konsum von Gras ziemlich underground, was seiner Meinung nach eine gute Stimmung für seine Literatur erzeugte. Die großen Beatniks waren ja auch alle auf Drogen, warum sollte er sich also nicht gelegentlich die Birne wegrauchen dürfen.

Als Johnny aus dem Baumarkt zurückkehrte, waren Schiva und Clara schon ziemlich dicht. Schiva saß eingesunken auf der Couch und beobachtete einen Weberknecht in der rechten oberen Ecke des Zimmers, der gerade eine Fliege in sein Netz spann. Die Fliege wehrte sich vehement, doch das nutzte nichts, irgendwann hörte auch der zweite Flügel zu schlagen auf. Wie grausam ist doch die Natur, dachte sich Schiva. Clara saß neben ihm und spielte »Strawberry Fields« von den Beatles auf ihrer Gitarre. Sie spielte Gitarre in einer Band. Auch wenn Schivas musikalisches Gehör nicht gerade ausgeprägt war – er interessierte sich

eben mehr für Buchstaben als für Töne –, empfand er Claras Gitarrenspiel und ihren Gesang als angenehm, und er glaubte auch, dass sie ziemlich gut spielte und sang. Schiva genoss die Atmosphäre. Johnny küsste Clara zur Begrüßung und grüßte Schiva mit einem Handschlag, der für beide komfortabel war. Johnny setzte sich auf den Boden, auf den Platz, auf dem er immer saß, und fing gleich an einen Joint zu bauen. Schiva fand, dass sich die meisten Leute ihre Süchte selbst einredeten. Er selbst kannte das von sich jedoch nicht, er gewöhnte sich zwar schnell an irgendwelche Substanzen, konnte es aber bis jetzt immer wieder ohne Probleme sein lassen. Egal was. Er rauchte nur selten, oft auch gar nicht, und wenn er kein Gras zu Hause hatte, dann war es ihm meistens egal. Zum Whiskey griff er auch nur selten, obwohl sich die Flasche in seiner Wohnung immer von selbst wieder auffüllte. Heute, nach seinem verstörenden Treffen mit dem CyberTechPunk, wollte er aber lieber dicht sein. Das verstand er besser als die rätselhafte Existenz des CyberTechPunks.

Just in diesem Moment bemerkte er, dass die Katze draußen auf dem Fenstersims saß. Sie sah Schiva direkt in die Augen, wobei sie ihren Kopf zur Seite neigte. Schiva erkannte ihr drittes, bionisches Auge. Johnny hatte sich gerade den Dübel ange-raucht und lehnte sich entspannt zurück, Clara spielte und sang »Lucy in the Sky with Diamonds«. Schiva wollte sie nicht unterbrechen und beobachtete weiter diese Katze. Warum war sie da? Und: Warum beobachtete sie ihn? Alles Fragen, die Schiva durch den Kopf schossen. Er wollte von keinem bionischen Auge gefilmt werden. Schiva mochte seine Privatsphäre, deshalb machte er Johnny auf die Katze aufmerksam. »Mistvieh!«, schrie dieser erzürnt und warf eine leere Cola-Dose, die am Tisch stand, in ihre Richtung. Er wusste bereits von der